

# À MA GLORIA

## Die Wärme dazwischen

Filmkritik Filmbulletin, Alisa Fäh

**Marie Amachoukeli-Barsacqs transatlantisches Drama spürt der Bindung zwischen einer Sechsjährigen und ihrer Nanny nach – eindrücklich sensibel und bis zum Abschied.**



«Komisch, ich habe nur Erinnerungen mit dir zusammen», sagt Cléo (Louise Mauroy-Panzani) zu ihrer Nanny Gloria (Ilça Moreno Zego). Im Pariser Alltag der Sechsjährigen ist sie immer da, während der verwitwete Vater eine Randfigur bleibt – bis Gloria nach dem Tod ihrer Mutter auf die Kapverden zurückkehren muss, um sich um ihre Familie zu kümmern. Was passiert, wenn in einem vermeintlich festen Sonnensystem plötzlich ein Planet verschwindet?

Für den letzten gemeinsamen Sommer fliegt Cléo zu ihrer Nanny auf die Insel, wo sich ein ganz anderes Leben aufspannt: Mit ihren beiden Kindern spricht Gloria Kreolisch, es gibt Papayas zum Frühstück und ein Mobile aus Muscheln über dem Bett. Während die Tage zerschmelzen, bemerkt Cléo ein Fehlen in sich selbst, da ist diese brennende Lücke, die in ihr wohnt, seit Gloria Paris verlassen hat.

Marie Amachoukelis zweiter Spielfilm rückt eine Beziehung in den Mittelpunkt, die selten beleuchtet wird: Für die Bindung zwischen Nanny und Kind ist im Schema der Kernfamilie kein Platz vorgesehen, es ist eine Zuneigung, die im Hintergrund bleiben soll. Auf den Kapverden kollidiert die

ungeteilte Aufmerksamkeit, die Cléo kennt, mit der Realität, dass Gloria sich jetzt um ihre eigenen Kinder kümmern muss – aber da ist auch viel Fremdes.

Gloria musste ihre Heimat verlassen, um Geld für ihre Tochter und ihren Sohn aufzutreiben, hat dabei aber Zeit mit ihnen verloren. Wie schwierig es ist, diese Verbindung wieder aufzubauen, macht der Film auf intensive Weise erfahrbar. So reflektiert Àma Gloria auch die Konsequenzen eines kolonialistischen Systems, die gegenwärtig nachhallen.



Das Netz der Umstände, in dem sich die Protagonist:innen befinden, schildert Marie Amachoukeli sensibel und ehrlich. Der Film widmet sich dieser emotionalen Komplexität durch eine kindzentrierte Erzählweise, was an Charlotte Wells' Aftersun erinnert. Àma Gloria sprengt den Rahmen seiner jungen Protagonistin nicht und nimmt sie dennoch ernst: Cléo beobachtet und hört zu – trotzdem gibt es vieles, das sie noch nicht verstehen kann. Eingeflochtene, handgemalte Animationssequenzen bringen ihre inneren Tumulte gelungen zum Vorschein.

Ebenso eine Entdeckung: Wenn Cléo und Gloria Zeit miteinander verbringen, scheint es geradezu, als würde in ihren Gesichtern ein Licht angezündet. Durch den Realismus, den die beiden in ihrer Darstellung entwickeln, wirkt der Spielfilm streckenweise fast dokumentarisch – Ilça Moreno Zego verkörpert eine Wärme, die durch die Szenen strömt. Auch visuell transportiert sich dieses Grundgefühl, Àma Gloria ist im 4:3 Format kadriert und Inès Tabarins aufmerksame Kamera bleibt nah an den Figuren. Die

Bildsprache weiss, dass sich Vertrautheit durch Blicke und Berührungen ausdrückt: Sie folgt der Perspektive des Kindes und zeigt, wie Cléo sich die Welt erschliesst.

Àma Gloria fängt eindrücklich und mit viel Feingefühl ein, was es heisst, wenn Zuhause eine Person bedeutet – und wie schwierig es ist, diese loslassen zu müssen. Das Drama schwingt zwischen Geborgenheit, Wut, Eifersucht, und auch wenn es tröstende Momente gibt, gelingt es Marie Amachoukeli, den Handlungsbogen nicht zu versöhnlich zu gestalten. Denn so sehr man es auch abklopft und durchleuchtet, das Festhalten aneinander verhindert den Abschied nicht.

